

УДК821.112.2-31(Музиль Р.)
ББК Ш33(4Гем)6-8,44

Dietmar Goltschnigg

Дитмар Гольтшницг

DIE AKTUALISIERUNG VON ROBERT MUSILS „KAKANIEN“ IM MITTELEUROPAISCHEN KONTEXT

АКТУАЛИЗАЦИЯ ПОНЯТИЯ «КАКАНИЯ» РОБЕРТА МУЗИЛЯ В СРЕДНЕЕВРОПЕЙСКОМ КОНТЕКСТЕ

Аннотация. Роман Роберта Музиля «Человек без свойств» по праву считается одним из наиболее цитируемых, но, тем не менее, наиболее «непрочитанным» европейским романом классического литературного модернизма. В нем автор дал имя умирающей габсбургской Австро-Венгерской монархии, которое превратилось в крылатое выражение – «Какания».

Ключевые слова: Габсбургская империя, Австро-Венгерская монархия, романы, модерн, модернизм, «Какания», немецкая литература, немецкие писатели, литературное творчество.

Vor dem Ersten Weltkrieg war das Habsburgerreich mit einer Fläche von ca. 677.000 km², nach Russland, der zweitgrößte und mit einer Einwohnerzahl von ca. 53 Millionen nach Russland und dem Deutschen Reich der drittgrößte Staat Europas. Er umfasste die Territorien der heutigen Staaten Österreich, Ungarn, Tschechien, Slowakei, Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina sowie Teile des heutigen Rumänien, Montenegro, Polen, der Ukraine, Italien und Serbien. Im Jahre 1918, nach dem Weltkrieg, zerfiel die Monarchie in die genannten Staaten, darunter die Erste Republik Österreich, deren Staatsfläche sich mit jener der 1945, nach dem Zweiten Weltkrieg, wiedererstandenen Zweiten Republik deckt. Heute zählt Österreich mit einer Fläche von ca. 84.000 km² und einer Einwohnerzahl von ca. 8,5 Millionen zu den kleineren Staaten Europas.

Die nostalgische, auf das magische Datum um 1900, die vorletzte Jahrhundertwende, fixierte Identität Österreichs wird noch immer durch das habsburgische Faszinosum geprägt, dem ein gewisser Hang zur Morbidität und Mortalität innewohnt. Im Kontrast zweier monarchischer Ereignisse des laufenden Jahres 2011 lässt sich dieser Befund gut veranschaulichen. Während am 29. April das Königreich Großbritannien und ganz Europa, ja die ganze Welt die „Traumhochzeit“ von Prinz William und Kate Middleton mit noch nie dagewesenem medialen Aufwand zelebrierte, betrauerte wenig später, im Juli, die Republik Österreich den Tod Otto von Habsburgs – der im 98. Lebensjahr Verstorbene war der älteste Sohn des letzten österreichischen Kaisers Karl I. und der Enkelsohn des legendären Kaisers Franz Jo-

seph, der 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, im 87. Lebensjahr verschieden war. Die feierliche Bestattung der Gebeine Otto von Habsburgs in der Wiener Kapuzinergruft und die ebenso feierliche Beisetzung der Urne mit seinem Herzen in der Benediktinerabtei Pannonhalma 50 km westlich von Budapest riefen in weiten Teilen der österreichischen (und wohl auch ungarischen) Bevölkerung nostalgische Reminiszenzen an die untergegangene Donaumonarchie hervor. Franz Joseph war in der 800jährigen Geschichte der Habsburger der am längsten (68 Jahre, 1848-1916) herrschende Kaiser und der Erste seines Namens („Franz Joseph der Erste“), während sein Enkelsohn als gleichsam „Otto der Letzte“ d. h. als „Letzter“ der habsburgischen Kaiserdynastie zu Grabe getragen wurde.

In der Zweiten Republik Österreich fand der Tod eines Politikers und Staatsmannes ein derart überwältigendes Medienecho. Die minutiös inszenierte Verabschiedung Otto von Habsburgs mit einem das Publikum zu Tränen rührenden Trauerzug durch die Wiener Innenstadt wurde einträglich vermarktet. Der touristische Gewinn soll etwa 30 Millionen € betragen haben.

Für mich als wirkungsgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaftler ist die quasikaiserliche Bestattungszeremonie jedoch aus einem anderen Grund von größerem Interesse. Denn mit dem Hinscheiden Otto von Habsburgs waren nicht nur die glorifizierte Habsburgermonarchie und ihr Untergang am Ende des Ersten Weltkriegs wieder ins Blickfeld der österreichischen und ungarischen Öffentlichkeit gerückt, sondern auch der literarisch faszinierendste Abgesang auf dieses Reich. Es handelt sich um Robert Musils monumentales Romanfragment *Der Mann ohne Eigenschaften*, dessen zentrales Kapitel unter der Überschrift *Kakanien*, in manchen österreichischen Zeitungen zitiert, ja sogar zur Gänze wiederabgedruckt wurde. Von allen Romanen der Klassischen Moderne Österreichs bietet Musils *Mann ohne Eigenschaften* die umfassendste, ironisch-satirische Darstellung und konstruktiv-kritische Analyse der habsburgischen und mit ihr der gesamteuropäischen Moderne vor dem Ersten Weltkrieg. Eine am Ende des zweiten Jahrtausends durchgeführten repräsentativen Umfrage unter namhaften Schriftstellern, Kritikern und Literaturwissenschaftlern nach dem international bedeutendsten deutschsprachigen Roman des 20. Jahrhunderts ergab folgende Rangordnung: An dritter Stelle wurde Thomas Manns *Zauberberg* gereiht (keine Überraschung), an zweiter Kafkas *Proceß* (noch weniger eine Überraschung), an erster Stelle jedoch Musils *Mann ohne Eigenschaften*, zweifellos eine nicht geringe Sensation, zählt dieses Werk doch (nicht zuletzt wegen seines Umfangs von ca. 2.000 Druckseiten) noch immer zu den zwar meistzitierten, aber am wenigsten gelesenen Klassikern der Moderne.

„Kakanien“ – dieser schillernde, nostalgische und zugleich utopische Name, den Musil dem untergegangenen, komplizierten Staatsgebilde der *k. u. k.* Monarchie verliehen hat, das heißt der kaiserlich-königlichen, österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, dieses *Kakanien* ist in der literari-

schen Öffentlichkeit nicht nur Österreichs längst zum geflügelten Begriff geworden. Der Begriff „Kakanien“ eignet sich vorzüglich als Signatur für das mitteleuropäische Spannungsfeld von Literatur und Politik auch im verallgemeinernden Ausgriff auf die Zukunft bis in unsere unmittelbare mitteleuropäische Gegenwart. Demgemäß heißt es in einer Arbeitsnotiz Musils: „Österr.[eich] als besonders deutlicher Fall der modernen Welt.“ [Musil 1978, Bd.5: 1905]

Eine ähnliche Definition findet sich einige Jahre später bei Musils geistesverwandtem Rivalen Hermann Broch, und zwar in dessen im amerikanischen Exil verfasster Skizze *Autobiographie als Arbeitsprogramm*, (1941). Broch bezeichnete das altösterreichische Staatsgebilde infolge seiner „besonders schwierigen Verhältnisse“ als „ein gewissermaßen verschärftes, wenn auch verkleinertes Bild der gesamten ökonomischen und sozialen Weltsituation“ [Broch 1974: 197]

In Musils Kakanien spiegeln sich die geographischen und politischen, die gesellschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Gegebenheiten des Habsburgerreiches in einzigartiger Formulierung exemplarisch wider. Seine „konstruktiv-ironische“ Quintessenz lautet, dass die Donaumonarchie zwar an allen großen Errungenschaften des modernen Zeitalters partizipiere, aber sich auf keinem Gebiet jemals eine Vorherrschaft angemäht habe, sondern immer gleichsam in die zweite Reihe zurückgetreten sei, um in demonstrativer Bescheidenheit anderen Staaten den Vortritt zu überlassen:

Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverständenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. [...]. Natürlich rollten auf diesen Straßen auch Automobile; aber nicht zuviel Automobile! Man bereitete die Eroberung der Luft vor, auch hier; aber nicht zu intensiv. Man ließ hie und da ein Schiff nach Südamerika oder Ostasien fahren; aber nicht zu oft. Man hatte keinen Weltwirtschafts- und Weltmachtehrgeiz; [...].

Man entfaltete Luxus; aber beileibe nicht so überfeinert wie die Franzosen. Man trieb Sport; aber nicht so närrisch wie die Angelsachsen. Man gab Unsummen für das Heer aus; aber doch gerade nur so viel, daß man sicher die zweitschwächste der Großmächte blieb. Auch die Hauptstadt war um einiges kleiner als alle andern größten Städte der Welt, aber doch um ein Erkleckliches größer, als es bloß Großstädte sind. Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas [...]. Ja, es war, trotz vielem, was dagegen spricht, Kakanien vielleicht doch ein Land für Genies, und wahrscheinlich ist es daran auch zugrunde gegangen [Musil 1978, Bd. 5: 32 – 35].

Kritische Zeitgenossen verhöhnten das habsburgische Staatsgebilde als „definitives Provisorium“ und „Monarchie auf Abruf“, deren ohnmächtiges

„Fortwursteln“ geradezu zwangsläufig in die Katastrophe führen musste: in den Ersten Weltkrieg, der den Untergang des Vielvölkerstaats besiegelte und in der Literatur schon zur Jahrhundertwende satirisch vorausgesagt worden war: z. B. in Arthur Schnitzlers berühmter Monolognovelle *Leutnant Gustl*, die zu Weihnachten 1900 in der Wiener „Neuen Freien Presse“ erschienen war). Gleich zu Beginn der Novelle stellt die Titelfigur die ominöse Frage: „Wie lange wird denn das noch dauern?“ Damit ist nur vordergründig ein feierliches, den kulturell unbedarften Offizier langweilendes Oratorium gemeint. In tieferer Bedeutung spielt jedoch die scheinbar beiläufige Frage des Leutnants auf den längst fragwürdig gewordenen Bestand des ganzen Habsburgerreiches an, dessen Untergang nur noch eine Frage der Zeit war. Was Schnitzlers jungen, zum Selbstmord vermeintlich fest entschlossenen Offizier bis zuletzt fasziniert, ist einzig die leichtfertige Vision eines kollektiven, militärischen Todesmuts, den unter Beweis zu stellen ihm jedoch zu seinem Leidwesen nicht mehr vergönnt sei: „Etwas hätt’ ich gern noch mitgemacht: einen Krieg – aber da hätt’ ich lang’ warten können“ [Schnitzler 1977 – 1979: 226].

In dem von Schnitzlers Leutnant Gustl herbeigesehnten und vierzehn Jahre später realiter ausgebrochenen Weltkrieg schlug die fortschrittsoptimistische Moderne in eine Apokalypse um, vor der das kriegsbegeisterte Offizierskorps und mit ihm weite Teile der österreichischen (und reichsdeutschen) Bevölkerung die Augen schlossen. Auf das zynisch-ambivalente Schlagwort einer „fröhlichen Apokalypse“ fokussierte Hermann Broch in seiner späten Schrift *Hofmannsthal und seine Zeit* (1948/49) den ganzen habsburgischen Operettenstaat und seine Wiener Metropole. Hier taumelt die ‚feine‘, ‚gute‘, aristokratisch-großbürgerliche, unaufhörlich und leichtlebig Walzer tanzende Wiener Gesellschaft mit schlaf- und traumwandlerischer Blindheit ihrem unausweichlichen Untergang zu.

Für einen anderen Wiener Satiriker wurde das zerfallende Habsburgerreich zur exemplarischen „Versuchsstation des Weltuntergangs“ [Kraus 1914:2]. Der wortgewaltigste Schriftsteller und Journalist der Wiener Moderne, Karl Kraus, stellte in seinem riesigen „Marstheater“ die *Letzten Tage der Menschheit* auf unzähligen Schauplätzen mit unzähligen Figuren, ihren unzähligen und unwahrscheinlichsten, in der historischen Realität aber tatsächlich gesprochenen Phrasen auf eine imaginäre Weltbühne.

Mit ebensolch satirischer Meisterschaft wird die Katastrophe der Moderne in Musils *Mann ohne Eigenschaften* zur monumentalen epischen Darstellung gebracht. Hier steuern alle Handlungsstränge, alle Reflexionen und alle Figurenkonstellationen auf den globalen Krieg zu. Musils Roman spielt in der habsburgischen Metropole des unmittelbaren Vorkriegsjahrs 1913, aber infolge der vier Jahrzehnte langen Entstehungszeit des Romans werden in das morbide, unwiderruflich zum Untergang verurteilte Kakanien auch schon der heraufdämmernde Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg als gerade-

wegs zwingende Folge des Ersten eingeblendet. Musil hat, wie er gegen Ende seines Lebens erklärte, den *Mann ohne Eigenschaften* von Anfang an bewusst als einen „aus der Vergangenheit entwickelten Gegenwartsroman“ angelegt, der desillusioniert auf eine unheilvolle Zukunft voraus weist. Schon 1920 heißt es in einer Arbeitsnotiz des Romanciers: „Alles, was sich im Krieg und nach dem Krieg gezeigt hat, war schon vorher da [...]. Alles muß man submerin auch schon in dem Vorkriegsroman zeigen.“ [Musil 1976: 353].

Eine besondere Rolle spielt bei Musil das zwischen Anziehung und Distanzierung schwankende Verhältnis Altösterreichs zu Deutschland. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg verfasste er einen programmatischen Essay unter dem uns heute suspekt klingenden Titel *Der Anschluß an Deutschland* (1919), der den Anfang vom Ende des Habsburgerreichs um ein halbes Jahrhundert zurückdatiert:

Seit der Verdrängung aus Deutschland durch den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Idee und seit dem davon heraufbeschworenen ‚Ausgleich‘ mit Ungarn im Jahre 1867 war das ehemalige Kaisertum Österreich ein biologisch unmögliches Gebilde [Musil 1978, Bd. 8: 1037].

Das 1870/71 auf der Basis der kleindeutschen Reichsidee gegründete Wilhelminische Kaiserreich hatte die Habsburgermonarchie ausgegrenzt, während das großdeutsche Reichskonzept die Habsburgermonarchie einverleibt hätte.

Die deutsch-österreichische Ambivalenz in Musils Essay *Der Anschluß an Deutschland* bezieht sich jedoch nicht nur auf die politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten des Habsburgerreiches, sondern auch auf die viel gerühmte „österreichische Kultur“. Und darin liegt die eigentliche Provokation dieses Essays für uns heutige Geisteswissenschaftler, vor allem österreichischer Provenienz, begründet: „Die Rede von der österreichischen Kultur“, so Musil, „die auf dem Boden des nationalen Mischstaats stärker erblühen soll als anderswo, diese so oft beteuerte Mission der sancta Austria, war eine niemals bewahrheitete Theorie“ [Ebda: 1041]:

Erstens haben weder die Slawen, noch die Romanen, noch die Madjaren der Monarchie eine österreichische Kultur anerkannt, sie kannten nur ihre eigene und eine deutsche, die sie nicht mochten; die „österreichische“ Kultur war eine Spezialität der Deutschösterreicher, welche gleichfalls eine deutsche nicht haben wollten. Zweitens waren auch innerhalb des österreichischen Deutschtums drei in Lebens- und Menschenart ganz verschiedene Gebiete zu scheiden, Wien, die Alpen- und die Sudetenländer [Ebda: 1039].

Wie „überall auf der Erde“ wurde dort der „Anschluß an die Welt des Geistes gesucht und das Mittel, durch das dies geschah, war weder reichsdeutsche, noch österreichische, sondern einfach deutsche Kultur“, was auch besonders durch die „Tatsache“ unterstrichen werde, „daß fast alle österrei-

chischen Bücher in Deutschland hergestellt werden“ und somit „fast alle österreichischen Dichter ihre Existenz deutschen Verlegern verdanken“, was besonders auch auf Musils *Mann ohne Eigenschaften* zutrifft, der im Rowohlt-Verlag erschien. Kurzum, so Musils Fazit: „Die österreichische Kultur war ein perspektivischer Fehler des Wiener Standpunkts.“ [Ebda: 1041].

Die politische und kulturelle Identität der Deutschösterreicher wie auch der habsburgischen Juden erwies sich – historisch gesehen – tatsächlich als höchst fragiles Konstrukt. Die deutschnationalen Österreicher schielten neidvoll auf die nordwestlichen Nachbarn, die seit jeher nicht nur durch eine weitgehend gemeinsame Sprache verbunden, sondern auch seit 1870/71 in einem Nationalstaat vereinigt waren. Einen Ausweg aus diesem deutsch-österreichischen Dilemma verhiess das sogenannte, von allen politischen Bewegungen mehr oder minder mitgetragene „Linzer Programm“ von 1882, das eine Trennung der Doppelmonarchie und in der Folge den Anschluss des deutschsprachigen Österreich ans Deutsche Reich anstrebte. Obzwar sich diese Zielvorstellung vorläufig als Utopie erwies, blieb der Anschluss Österreichs an Deutschland auch nach dem Weltkrieg für einen Großteil der österreichischen Bevölkerung eine faszinierende Option. An dieser Zielvorstellung hielten auch die Sozialdemokraten noch im zweiten „Linzer Programm“ von 1926 fest, wobei sie darunter freilich den Anschluss des österreichischen an den deutschen Sozialismus verstanden. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland wurde diese Option jedoch aus dem Parteiprogramm der SPÖ endgültig gestrichen.

In Musils *Mann ohne Eigenschaften* spielt die deutsch-österreichische Rivalität eine herausragende Rolle. Den satirischen Handlungskern des Romans bildet die ebenfalls zum avancierten Wort gewordene „Parallelaktion“, über die Ulrich brieflich von seinem Vater in Kenntnis gesetzt wird:

In Deutschland soll im Jahre 1918, u. zw. in den Tagen um den 15. VI. herum, eine große, der Welt die Größe und Macht Deutschlands ins Gedächtnis prägende Feier des dann eingetretenen 30jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. stattfinden [...]. Nun weißt Du wohl auch, daß in dem gleichen Jahre unser verehrungswürdiger Kaiser das 70jährige Jubiläum Seiner Thronbesteigung feiert und daß dieses Datum auf den 2. Dezember fällt. Bei der Bescheidenheit, die wir Österreicher allzusehr in allen Fragen haben, die unser eigenes Vaterland betreffen, steht zu befürchten, daß wir, ich muß schon sagen, wieder einmal ein Königrätz erleben, das heißt, daß uns die Deutschen mit ihrer auf Effekt geschulten Methodik zuvor kommen werden, so wie sie damals das Zündnadelgewehr eingeführt hatten, bevor wir an eine Überraschung dachten. Glücklicherweise wurde meine Befürchtung, die ich eben äußerte, von anderen patriotischen Persönlichkeiten mit guten Beziehungen schon vorweggenommen, und ich kann Dir verraten, daß in Wien eine Aktion im Gange ist, um das Eintreffen dieser Befürchtung zu verhindern und das volle Gewicht eines 70jährigen, segens-

und sorgenreichen Jubiläums gegenüber einem bloß 30jährigen zur Geltung zu bringen. Da der 2. XII. natürlich durch nichts vor den 15. VI. gerückt werden könnte, ist man auf den glücklichen Gedanken verfallen, das ganze Jahr 1918 zu einem Jubiläumsjahr unseres Friedenskaisers auszugestalten [Musil 1978, Bd. 5: 78].

Welch einzigartige, makabre Prophetie: Der hier als „Friedenskaiser“ verehrte Franz Joseph sollte am 28. Juli 1914 die verhängnisvolle Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien unterzeichnen, die den Untergang beider Reiche, des Wilhelminischen Kaiserreichs und der Habsburgermonarchie zur Folge hatte.

Einen möglichen Ausweg aus der bevorstehenden Weltkriegsapokalypse deutet eine der ironisch gezeichneten Frauenfiguren in Musils Romans an: Diotima mit bürgerlichem Namen Ermelinda Tuzzi, die Gemahlin eines Wiener Sektionschefs. In dem Komitee zur Vorbereitung der Parallelaktion stellt Diotima urplötzlich in ‚hinreißender‘, ‚pazifistisch gebietender‘ Pose die groteske „Behauptung“ auf,

das wahre Österreich sei die ganze Welt. Die Welt, erläuterte sie, werde nicht eher Beruhigung finden, als die Nationen in ihr so in höherer Einheit leben, wie die österreichischen Stämme in ihrem Vaterland. Ein Größer-Österreich, ein Weltösterreich, [...] das sei die krönende Idee, die der Parallelaktion bisher gefehlt habe [Ebda: 174].

Aus der Sicht der weltfremden, schwärmerischen Pazifistin erfahren die ungelösten Spannungen und Konflikte unter den Nationalitäten, die den Untergang der Habsburgermonarchie mit verursacht und schließlich besiegelten, eine naive Harmonisierung, die sich ironisch auch auf die eingangs zitierten Kardinalthesen Robert Musils und Brochs bezieht, dass (das habsburgische) „Österreich als besonders deutlicher Fall der modernen Welt“ anzusehen sei und infolge seiner „besonders schwierigen Verhältnisse [...] ein gewissermaßen verschärftes, wenn auch verkleinertes Bild der gesamten ökonomischen und sozialen Weltsituation“ darstelle. Gegenwärtig könnten jedoch überzeugte Mitteleuropäer der Behauptung Diotimas, so absurd sie im Jahre 1913 auch geklungen haben mag, eine utopisch-optimistische Dimension zuschreiben.

Das literarisch bedeutsamste Urteil über das grandiose Romanwerk Robert Musils hat Elias Canetti 1985 im dritten Teil seiner Autobiographie *Das Augenspiel* abgegeben. Was Canetti an Musil so faszinierte, war dessen strenge, geradezu asketische Arbeitsdisziplin, die bedingungslose Unterwerfung seiner ganzen physischen, psychischen und kognitiven Existenz unter sein großes Lebenswerk, den *Mann ohne Eigenschaften*, ohne Rücksicht auf materielle Sicherheit oder Anerkennung durch die Zeitgenossen. Der *Mann ohne Eigenschaften* wurde für Canetti geradewegs zum Paradigma des mo-

dernen Romans, dessen Unvollendbarkeit und fragmentarische Offenheit der ambitiösen, unüberbietbare Totalität und Präzision beanspruchenden Konzeption immanent sei:

Ein Ende hätte Musil nie erreichen können, wer sich einmal der Verfeinerung dieses Präzisionsprozesses hingegen hat, bleibt für immer in ihm befangen; wäre ihm ewig zu leben gewährt, er müßte auch ewig daran weiterschreiben. Das ist die wahre, die eigentliche Ewigkeit eines solchen Werkes, es liegt in ihrer Natur, daß sie sich auf den Leser überträgt, der sich mit keinem Schlußpunkt abfindet und immer wieder liest, was sonst zu Ende ginge [Canetti 1992–2005: 136].

Canetti sieht die immanente Unvollendbarkeit von Musils monumentalem Romanwerk auch in dessen thematischer Konzeption begründet, dem gigantischen Versuch, ein untergegangenes Reich durch minutiöse Nachzeichnung seiner geistigen Topographie in allen größeren und kleineren Verzweigungen – einer riesigen Landkarte vergleichbar – zurück zu gewinnen und zu verewigen: „Die Wiedererrichtung Österreichs durch einen Roman“ im Bewusstsein, dieses untergegangene Reich mit seiner eigenen Person zu repräsentieren, kein geringeres Wagnis sei Musil eingegangen.

Lässt sich diese nostalgische Utopie von Musils Kakanien, die mit der feierlichen Bestattungszeremonie Otto von Habsburgs, dem gleichsam „letzten Kaiserbegräbnis“ in der Republik Österreich, heraufbeschworen wurde, gegenwärtig und zukünftig noch politisch aktualisieren? In einem vordergründigen Sinne wohl kaum, eher in einem symbolischen, metaphorischen. Erstaunlich ist jedoch heute das zeithistorische Faktum des habsburgischen Renommées gerade in jenen Nachfolgestaaten der alten Monarchie, die sie am heftigsten bekämpften. Und ebenso erstaunlich ist die gewissermaßen literarhistorische „Parallelaktion“, dass Schriftsteller und Literaturwissenschaftler aus den unterschiedlichsten Ländern, wie Friedrich Heer aus Wien, Claudio Magris aus Triest und William M. Johnston aus Boston, den habsburgischen Mythos einer nostalgischen Wiederbelebung Mitteleuropas zugrunde legten. Gemeint ist damit ganz konkret jenes Musilsche „Kakanien“, von dem seinerzeit selbst die habsburgfeindlichsten Nationalitäten wie etwa die Tschechen wissen, dass es in diesem komplizierten, multinationalen Staatsgebilde bei weitem besser zu leben war als in allen späteren Staatsformen des 20. Jahrhunderts. Der nach dem Ersten und endgültig nach dem Zweiten Weltkrieg aus der politischen Landkarte gestrichene Begriff *Mitteleuropa* erfuhr gegen Ende des 20. Jahrhunderts durch den Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks und die nachfolgende Osterweiterung der Europäischen Union eine bemerkenswerte, vieldiskutierte Renaissance. In solcher Horizontverschmelzung, einer Ineinanderblendung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft kann vielleicht das kleine, 1918 „verschwiezerte“ Österreich in selbstbewusster Bescheidenheit an der Fortsetzung dieser gro-

ßen mittel- bzw. zentraleuropäischen „Erzählung“ mitwirken.

Quellennachweis

Musil R. Der Mann ohne Eigenschaften // Musil R. Gesammelte Werke in neun Bänden / Hrsg. A. Frisé. – Reinbek bei Hamburg, 1978. Bd. 5.

Broch H. Autobiographie als Arbeitsprogramm // Broch H. Kommentierte Werkausgabe / Hrsg. P. M. Lützeler. – Frankfurt/M., 1974-1980. Bd. 10/2.

Schnitzler A. Leutnant Gustl // Schnitzler A. Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Das erzählerische Werk. – Frankfurt/M. 1977– 1979, Bd. 2.

Kraus K. Franz Ferdinand und die Talente // Die Fackel. – Wien, Nr. 400-403, 10. Juli 1914, S. 2.

Musil R. Tagebücher / Hrsg. A. Frisé. – Reinbek bei Hamburg, 1976.

Musil R. Der Anschluß an Deutschland // Gesammelte Werke, Bd. 8.

Canetti E. Das Augenspiel // Canetti E. Gesammelte Werke in zehn Bänden. – München, Wien 1992–2005, Bd. 9.